

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 1

Artikel: Da ging es noch turbulent zu : aus dem Skizzenbuch eines Journalisten von 1917 bis 1922
Autor: Kugler, Ferdinand
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Da ging es noch

Von Ferdinand Kugler

Der Autor war der Reihe nach Fremdenlegionär, Nachrichtenredaktor, Korrespondent beim Genfer Völkerbund und Mitarbeiter unseres militärischen Nachrichtendienstes. So stand er von 1914 bis 1945 an den Brennpunkten der Zeitgeschichte. Der folgende Artikel ist seinem Buch «Sie suchten den Frieden – und fanden ihn nicht» entnommen, das Ende Oktober erscheinen wird. Red.

Noch heute diskutiert man darüber, wer die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkrieges trage. Deutschland gilt als der Hauptschuldige. Fest steht jedenfalls:

Österreich hat mit seinem Ultimatum den Krieg angefangen, und der deutsche Kaiser hatte ihm dazu Blanko-Vollmacht gegeben. Deutschland überfiel sodann das neutrale Belgien mitten im Frieden ohne jegliche Kriegserklärung, tat die verbürgte Neutralität als «Fetzen Papier» ab, besetzte das Land. In Deutschland herrschte zudem bei Kriegsausbruch eine ungeheure Begeisterung. Blumen geschmückt und singend zogen die Soldaten in die Schlacht. Auf Eisenbahnwagen, welche an die Front fuhren, schrieb man herausfordernd: «Es werden noch Kriegserklärungen angenommen.»

In Frankreich war 1914 die Stimmung eher deprimiert. Außer einer Zahl von rechtsstehenden Nationalisten und Militärs hatte niemand Freude am Krieg. Am Vorabend des Kriegsausbruchs fiel der große Kämpfer für den europäischen Frieden, der Sozialist Jean Jaurès, in Paris einem Meuchelmord zum Opfer.

In der Schweiz war es um die Sympathien eigenartig bestellt. Viele Deutschschweizer Intellektuelle standen auf der Seite der Zentralmächte. Das läßt sich insofern erklären, als bis zum Kriegsausbruch das ganze Schul- und Erziehungswesen der deutschen Schweiz unter erdrückendem deutschem Einfluß stand. Ein Student, dem es finanziell möglich war, verbrachte einige Semester an einer

deutschen Universität. In der Schweiz galt bei alten Lehrern und Professoren, welche sich an die Reichsgründung nach 1871 erinnerten, vielfach Bismarck als der unantastbare große Held. Das Lehrmaterial unserer Schulen wurde größtenteils aus Deutschland bezogen.

Begreiflicherweise blickten die so infizierten Intellektuellen mit wenig Ausnahmen staunend zu dem mächtigen Tempel der «deutschen Kultur der Dichter und Denker» auf. Sie mußten dann allerdings beim Zusammenbruch von 1917/18 feststellen, daß, was sie für ewig dauernden Marmor gehalten, nur marmorierter Gips gewesen war.

Das wahre Wort von «Wolff»

Der einfache Soldat und der einfache Bürger aber hielten auch in der deutschen Schweiz meistens zu den Alliierten. Hierher paßt wohl ein kleines Journalisten-Erlebnis:

1917 befand sich das Hauptbureau der Schweizerischen Depeschagentur (SDA) in Basel an der St. Jakobsstraße. Die Arbeit war schwer. Besonders streng war der Nachtdienst – ohne Pause von 8 Uhr abends bis 7 Uhr morgens. Ununterbrochen trafen die Telegramme ein, mußten aus dem Französischen und Italienischen übersetzt werden. Dazu kamen die deutschen Heeresberichte und die stenographischen Telephonate aus dem Inland.

Im April 1917 fand in Petersburg der erste Prozess gegen sogenannte Kriegstreiber statt. Kriegstreiber gab es vor 1914 bei allen Nationen.

In Petersburg hatten indessen die Revolutionäre die Macht ergriffen, und so waren angeklagt: Sasanow, der einstige Außenminister des Zaren Nikolaus, Januschkewitsch, Generalstabschef, und Suchomlinow, Kriegsminister. Im Prozeß wurde festgestellt, die drei Männer seien die Hauptschuldigen an der Auslösung des Ersten Weltkrieges gewesen.

Welch gefundenes Fressen für die deutschfreundliche Presse der verschiedenen Länder! Fast jubelnd deutlich kam die schwedische Nya Dag-

ligt Allchanda damit heraus. Sofort wurde ihr Kommentar von der Agentur Wolff, der Vorläuferin des heutigen deutschen Nachrichtendienstes, in alle Welt hinaus telegraphiert. (Radio gab es noch keines.) So auch in die Schweiz. So auch an die Basler St. Jakobsstraße.

Das Telegramm mußte vom diensttuenden Nachtdirektor leicht gekürzt auf die Matrize geschrieben werden. Spielte dem übermüdeten Mann das Unterbewußtsein einen Streich? Mag sein. Schließlich haben auch Journalisten ein solches.

Wolff hatte gemeldet: «Damit ist bewiesen, daß die drei Hauptschuldigen am Kriege sind: Sasanow, Januschkewitsch und Suchomlinow.» Der Unglücksrabe schrieb indessen: «Die Hauptschuldigen am Kriege sind also Sasanow, Bethmann-Hollweg» – der damalige deutsche Reichskanzler, der für sein von ihm geprägtes Wort «Ein Vertrag = ein Fetzen Papier» berüchtigt war – «und Januschkewitsch.»

Die Wirkung dieser Falschmeldung war sensationell. Eine Basler Zeitung suchte die fettesten Buchstaben hervor zur Schlagzeile: «Endlich ein wahres Wort von Wolff». Andere deuteten an, daß die Deutschen langsam einzusehen begännen, daß...

Wenn der Wind wechselt...

Innert 48 Stunden wurde der schuldige Nachtdirektor der SDA entlassen. Es war auch schwer, seiner mit Eifer vorgebrachten Beteuerung, er habe die Meldung nicht absichtlich verändert... Übermüdung..., zu glauben. Er war zu sehr als francophil bekannt.

Weniger schön war, daß man nachträglich erfuhr, der prompte Hinauswurf sei auf Wunsch der deutschen Gesandtschaft in Bern erfolgt. Auf der SDA war man damals ergeben und weich.

Da geschah etwas Unerwartetes. In Aktion trat einer der beliebtesten, furchtlosesten Publizisten unseres elssässischen Nachbarlandes, seit langem durch zahllose Bande mit Basel und

turbulent zu

Aus dem Skizzenbuch eines Journalisten von 1917 bis 1922

der Schweiz verbunden: Charles Haenggi.

1914 hatte Haenggi bei Kriegsausbruch aus dem Elsaß flüchten müssen. Er war bei den deutschen kaiserlichen Herren, die in Straßburg regierten, nicht gut angeschrieben. So trat er in den Pressedienst der französischen Ambassade in Bern ein, erwarb sich in der Schweiz und nicht zuletzt bei der SDA viele Freunde, besonders bei allen jenen, die nicht an den Sieg der Zentralmächte glaubten.

Charles Haenggi orientierte den von der SDA Gemaßregelten, daß deren Direktor schon lange unter deutschem Druck stehe. Man dürfe aber bald mit einer Ablösung rechnen. Wie ja auch kurz zuvor im Bundesrat eine ganz wesentliche Änderung eingetreten war. Der deutschfreundliche Bundesrat Hoffmann hatte gehen müssen, da er sich einen außenpolitischen «faux-pas» — wie bei den Alliierten die Nachsichtigeren seinen Versuch nannten, ein deutsch-russisches Friedensgespräch zu vermitteln — hatte zuschulden kommen lassen. Er war durch den Genfer Ador ersetzt worden. Der eine Zeit lang herrschende scharfe Wind aus dem Norden hatte einem eben so scharfen Wind aus dem Westen Platz gemacht. Das wurde im Bundeshaus deutlich spürbar.

Denkt man da heute nicht unwillkürlich an gewisse Parallelen von 1944?

Item, in verschiedenen Schweizer Zeitungen rüstete man sich wegen des von oben befohlenen Hinauswurfs eines Schweizer Redaktors zu einem Angriff auf die SDA. Zudem hatte Charles Haenggi dem betroffenen Journalisten angeboten, ihn sofort zum doppelten Lohn in die Presseabteilung der Ambassade zu übernehmen.

Von all dem bekam die Leitung der SDA Kenntnis. Und da sie eben weich war und alles Unangenehme fürchtete, stellte sie den Sünder in aller Stille wieder ein. Sie ging in der Versöhnlichkeit so weit, daß er für das «erlittene Unrecht» eine Lohnaufbesserung erhielt.

Es dauerte nicht mehr lange, bis der Direktor der SDA abgelöst wurde.

Der geneigte Leser hat wohl längst gemerkt, wer der so gut informierende Unglücksrabe in der Redaktion gewesen ist, dem Unterbewußtsein und Übermüdung einen Streich spielten: ich war es.

Der Generalstreik in Basel

Unvergeßlich bleibt mir aus meiner Lehrzeit bei der SDA auch eine andere Nacht, als im Jahre 1918 Nationalrat Grimm im Auftrag des Oltners Aktionskomitee den Aufruf zur Auslösung des Generalstreiks in der Schweiz durchgab. Zu zweit stenographierten wir nach. Als Grimm scherzend bemerkte, wenn die Aktion glücke, werde auch die SDA vom «arbeitenden Volk» übernommen, folgte prompt die allerdings wohl nicht ganz ernstgemeinte Frage des gutbürgerlichen Nachtredaktors: «Herr Nationalroot, bikemme mer denn Loonufbesserig...?»

Nun, Hauptforderungen des Aufrufes waren unter anderem: Sofortige Neuwahl des Nationalrates auf der Grundlage des Proporz, Frauenstimmrecht, 48-Stunden-Woche, Alters- und Invalidenversicherung, Staatsmonopol für Importe und Exporte...

Wie man sieht, würden uns heute diese Postulate, die seither zum Teil verwirklicht sind, gar nicht so revolutionär erscheinen. Damals jedoch waren sie es sicher! Vor allem aber war das Ungewöhnliche, daß politische Forderungen durch den Massenstreik erzwungen werden sollten, wodurch der Streik zum außerparlamentarischen Kampfmittel wurde.

Daß der Bundesrat und die große Mehrheit des Parlamentes darauf sauer reagierten, ist klar. Überall wurde Militär aufgeboten.

Auch Basel verwandelte sich in eine Stadt, welche beinahe im Belagerungszustand schien. Alles streikte, auch die Typographen. Der «nationale Block» gab ein Bulletin heraus.

Einzig der «Vorwärts» erschien weiter. Er wurde in Rheinfelden gedruckt



und kam auf höchst romantische Weise jeden Tag per Weidling den Rhein herunter. Ich bekam jeweilen ein Exemplar, da ich über den Anknüpfungsort — irgendwo am Rheinufer zwischen Wettsteinbrücke und Café Spitz — dicht hielt. Nie mußte die Depeschagentur den «Vorwärts» so viel zitieren wie damals, wenn sie interessante Meldungen nicht einfach ohne Quellenangabe stibitzen wollte.

Um rasch berichten zu können, hatte ich im «Hotel Italia», welches sich früher in der Steinvorstadt befand, ein Zimmer gemietet. Als ich einmal nichtsahnend aus dem Hotel trat, war eben die Polizei mit blanker Waffe, den «schönen» alten Säbel schwingend, daran, die Steinen zu räumen.

Unversehens hatte ich einen Säbelhieb, gottseidank mit flacher Klinge, über die Schulter. Wütend brüllte ich auf — gegen Säbelhiebe bin ich allergisch. In diesem Moment sah mich Polizeileutnant Bloch, dessen hohe Gestalt den Tumult überragte. Er lotste mich aus dem Getümmel, nahm meinen Protest gefaßt entgegen und tröstete mich.

Einem Kollegen von einer Basler Zeitung, der damals noch außer dem kleinen Basler Hütchen einen großen, schwarzen Bart trug, war es schlimmer ergangen. Als er zum Lohnhof hinauf wollte, der wie eine Festung verbarrikadiert war, mußte er hören, wie der Polizeinspektor, im Volksmund «Peitschemulle» genannt, Befehl gab, «den Journalisten da unten wegzuspritzen», worauf prompt ein starker Strahl aus einem Hydranten den Mann von der Presse traf und ihn zu Boden warf. Armer Edwin!

Wir haben uns damals den Herrn Inspektor vorgemerkt, und unsere

Da ging es noch...

«liebvolle» Behandlung in der Presse hat wenige Jahre später zur vorzeitigen Pensionierung jenes Herrn beigetragen...

Abwechslungsweise besuchte ich die beiden «Hauptquartiere», das militärische und jenes im Volkshaus. Im militärischen war man besonders auf die russische Kommunistin Rosa Grimm, von der noch die Rede sein wird, erobert, da man – nicht ganz zu Unrecht – annahm, sie hetze in erster Linie die Arbeiter auf. Ich habe sie im Volkshaus getroffen, als gerade die Meldung von den ersten Opfern der Zusammenstöße eintraf. Sie weinte und schluchzte und machte mir den Eindruck eines hysterischen Nervenbündels, aber nicht einer tapferen Revolutionärin. Sie musste von zwei Gewerkschaftern in ein Versteck geleitet werden, die Polizei suchte sie. Mir hatte sie am Tage vorher gesagt, ich sei ein kapitalistischer Soldknecht – wenn nur der Sold höher gewesen wäre...

Sie war keine gute Frau.

Wir Grütlianner

Es waren böse Zeiten, und sie lasteten schwer auf uns allen. Wir Jungen waren vom Krieg, seinen Folgen, der ganzen Entwicklung aufs tiefste aufgewühlt worden.

Man hatte das Gefühl, man dürfe nicht mehr abseits stehen. Im Jahre 1919 trat ich in den Grütliverein ein, der sich zu einer politischen Partei umgewandelt hatte, den Grütliannern.

Schon früh hatte ich Bekanntschaft mit der «sozialen Frage» gemacht: Als zweitältestes von neun Kindern eines Lehrers – wie sagt doch Jeremias Gotthelf so treffend: «Er war Schulmeister und sie hatte auch nichts» – habe ich beizeiten rechnen gelernt. Eines hat sich mir früh fürs ganze Leben eingepägt: Ein Familienvater mit vielen Kindern hat es ungeheuer schwer, eine Wohnung zu finden!

Die Grütlianner standen mit beiden Beinen auf dem Boden des Vaterlandes und sie standen ebenso entschlossen für die Landesverteidigung ein. Den materialistischen Marxismus lehnten

sie ab, traten aber mit großer Entschlossenheit für die sozialen Forderungen ein.

Wer hätte je gedacht, daß die Sozialdemokraten als Ganzes heute mehr «rechts» oder – besser gesagt – auf dem Boden der bestehenden Ordnung stehen würden als damals die Grütlianner!

Gewiß, die Grütlianner waren Idealisten, eine kleine entschlossene Gruppe. Sie hatten nur einen Fehler, es wirkten zu viele Lehrer mit. Wenn man sagte, zu viele Köche verderben den Brei, so gilt das gleiche für die Lehrer, wenn sie in einer Partei agieren. Beinahe jeder hatte sein Steckenpferd; der eine war Abstinenzler, der andere Vegetarier, eine Gruppe sympathisierte mit der Theorie vom Freigeld, die andere fletscherte (heute kaum noch ein Begriff, aber in jener Zeit gab es Leute, welche behaupteten, wenn man immer ganz langsam esse und alles sehr sorgfältig zerkaue, werde man uralt – möglich). Abgerundet wurde das Bild durch eine überzeugte Gruppe von Gegnern der Vivisektion.

Die Partei hatte wenig Mittel. Ihre Mitglieder verteilten ihre Flugblätter bei Wahlen und Abstimmungen selber. Alle traten an, der Rektor der Töchterschule, Dr. Barth, Dr. Fritz Ebi, der spätere Regierungsrat, der Arzt Dr. med. Köchlin-von Orelli im Klybecktschloß.

Die Fraktion der Grütlianner spielte im Großen Rat eine nicht unwichtige Rolle als Zünglein an der Waage. Bürgerliche und Sozialdemokraten waren ungefähr gleich stark. Den Ausschlag bei den Abstimmungen gaben häufig die Stimmen der Grütlianner.

Fairness der Basler Arbeiter

Beim Generalstreik stand ich im Innern auf der Seite jener, welche demonstrierten, welche streikten, und bewunderte sie, bewunderte vor allem ihre Disziplin. Trotz zahllosen geheimen Aufrufen zum bewaffneten Aufstand und dem Gerede vom Übergang zu Straßenkämpfen nach dem Muster der russischen Revolution – wie das von Rosa Grimm gepredigt

wurde – blieben unsere Arbeiter loyal. Keiner dachte auch nur einen Augenblick daran, seinen «Karst» aus dem Kasten zu holen. Munition hätten sie ja zur Genüge gehabt!

Wie fair der Basler Arbeiter ist, zeigte sich im folgenden Jahr, als es wieder zu schweren Ausschreitungen gekommen war und die Polizei die Demonstranten mit Knüppeln auseinandergetrieben hatte. Der «Vorwärts» hatte daraufhin Regierungsrat Dr. Carl Ludwig, den Vorsteher des Polizeidepartementes, höhnisch aufgefordert, vor dem Volk im Volkshaus Rechenschaft über die Methoden der Polizei abzulegen, wenn er Courage habe.

Regierungsrat Ludwig hatte Courage. Er ging ins Volkshaus, meldete sich beim maßlos erstaunten Versammlungsleiter, und als ihm dann im Lauf des Abends das Wort erteilt wurde, berichtete er mit dem ihm eigentümlichen trockenen Humor über die «Terormaßnahmen» der Polizei, welche die verdammte Pflicht habe, für die öffentliche Ordnung zu sorgen, was sie auch weiterhin zu tun gedenke. Und siehe da, die Basler Arbeiter klatschten begeistert Beifall, plötzlich gefiel ihnen der «Ludi».

Leute mit Zivilcourage sind selten. Carl Ludwig, der nach seiner Regierungstätigkeit Professor wurde, zeigte auch in späteren Jahren ungewöhnlichen Mut: Einmal, als er zäh und verbissen um die Auslieferung von Berthold Jacob rang, der von den Nazi mitten aus dem Herzen Kleinbasels heraus entführt und über die Grenze geschleppt worden war, Jacob mußte vom Dritten Reich wieder zurückgegeben werden, reiste dann via Frankreich und Spanien nach Portugal, wo er von Gestapoagenten umgebracht wurde. Auch hat bekanntlich Professor Ludwig nach dem Zweiten Weltkrieg in die ganze Flüchtlingspolitik des Justiz- und Polizeidepartementes hineingeleuchtet und gewisse Verantwortlichkeiten mit unbestechlicher Strenge festgenagelt. Dieser Ende August 1967 verstorbene Bündner hat sich in den Herzen der Basler einen ganz besonderen Platz gesichert.

«Der Zentrist» . . .

1920 trat die Sozialdemokratische Partei (SP), die in Basel durch Dr. Fritz Hauser und Friedrich Schneider in der Regierung vertreten war, in eine schwere Krise. Es ging um den Beitritt zu einer neuen, zur Dritten Internationale, deren Leitung in den Händen der Kommunisten lag.

Für den Beitritt hatte die Zentrale in Moskau 21 Bedingungen aufgestellt, welche unter anderem den Ausschluß der Parteirechten in der Schweiz vorsah. Um keinen Zweifel über die Bedeutung dieser Bedingungen aufkommen zu lassen, hatte der Sekretär der Dritten Internationale, Sinoview, Ernst Nobs in Zürich, dem nachmaligen Bundesrat, einen Brief geschickt, von dem eine Kopie an Friedrich Schneider ging, der in jener Zeit als der eigentliche Führer der Basler Arbeiter galt. Nobs und Schneider waren damals Anhänger der Diktatur des Proletariates. Sie befürchteten aber beide eine Spaltung der Arbeiterschaft bei Annahme der Bedingungen.

Man darf nicht vergessen, daß von der russischen Revolution eine mächtige Ausstrahlung ausging, hatte sie doch die Herbeiführung des Weltfriedens, die Befreiung der Unterdrückten und die soziale Gerechtigkeit auf ihr Banner geschrieben.

Am 9. Dezember 1920 fand der schweizerische Parteitag der SP im Volkshaus in Bern statt. Neben mir saß Helmut Schnitter von der «Nationalzeitung» auf der Pressetribüne.

Scharf wurde um die 21 Bedingungen gestritten. Rosa Grimm, die Russin, von der sich Robert Grimm hatte scheiden lassen, griff vor allem ihren früheren Mann an. Grimm war gegen die 21 Bedingungen. Sie nannte ihn einen Opportunisten, einen «Zentristen» – das war auch so eine Art Beleidigung –, einen Verräter an der Sache der Arbeiter.

Als Grimm nach ihr das Wort erhielt, hätte man ein Mäuschen durch den Saal laufen hören können. Kurz und demagogisch war seine Replik: «Genossinnen, Genossen, Ihr habt die-



se Frau gehört. Sie war meine frühere Frau, nun wißt Ihr, warum ich von Rußland nichts mehr wissen will.»

Tosender Beifall, Pfuirufe, ein ungeheurer Lärm folgte den kurzen Worten.

Der Parteitag hat mit 350 gegen 213 Stimmen die 21 Bedingungen abgelehnt, worauf die Linke, unter Absingen der Internationale den Saal verließ und ins «Du Pont» hinüberging. Unter den Ausziehenden befand sich auch der Basler Friedrich Schneider.

. . . und die «bellende Kaninchenkiste»

Ich schrieb im Organ der Grütlianer, dem «Volkswillen», dessen baselstädtischen Teil ich nebenamtlich redigierte: «Am meisten verblüffte die plötzliche Schwenkung Schneiders, der vor nicht langer Zeit erklärt hatte, nachdem er die 21 Bedingungen gelesen: Niemals. Allem Anscheine nach war dies ein ähnliches Niemals, wie es seinerzeit Scheidemann ausgesprochen hatte, als er die Versailler Friedensvertragsbestimmungen hätte unterzeichnen sollen. Wir Basler Grütlianer, die wir Schneider wegen seiner Überzeugung als Sozialdemokrat und als einen durch die Bitternisse des Lebens gestählten und gefestigten Charakter bei aller prinzipiellen Parteigegnerschaft achteten, bedauern außerordentlich, daß Schneider sich selbst untreu geworden ist.»

Den Kommentar hatte ich mit der Überschrift versehen: «Zur Rechten sieht man wie zur Linken . . .» (im Gedicht von Uhland heißt es weiter: einen halben Türken heruntersinken). Das zog mir die Ungnade des frisch-

gebackenen Redaktors des «Vorwärts» zu, eines Dr. Schaffner, gewesenen Helveters von Bern und Superkommunisten. Er nannte mich «eine bellende Kaninchenkiste», eine Beleidigung, von der ich mich lange nicht erholte – vor Vergnügen.

Schaffner ist übrigens später nach Rußland, in das Land seiner Träume ausgewandert, wo er eines Tages in den Kerkern Stalins ein trauriges Ende fand.

Schneider geriet in der Folge mit den hundertprozentigen Kommunisten in Konflikt, nicht zuletzt deswegen, weil sie versuchten, die Gewerkschaften zu spalten. Er gründete die UKP, die Unabhängige Kommunistische Partei, die sich nach einem Jahr wieder auflöste und ihre Mitglieder in den Schoß der alleinseligmachenden Sozialdemokratischen Partei zurückführte.

Eine kleine Reminiszenz: Als Schneider noch Regierungsrat war, hatte er versucht, die Subvention für das Stadttheater von 300 000 auf 500 000 Franken erhöhen zu lassen, was abgelehnt wurde. Heute beträgt sie rund 5 Millionen . . .

Wieder auf dem demokratischen Weg

Aber zurück zu den Folgen des Berner Parteitags: Der von den Kommunisten mit aller Lautstärke verkündete unmittelbar bevorstehende Zusammenbruch des kapitalistischen Systems wollte und wollte nicht kommen, weder in Basel noch sonst in der Schweiz. So ging man denn wieder dazu über, Kandidaten für den Großen Rat, den Regierungsrat und den Nationalrat aufzustellen.

Es ging zwar auch bei uns in der Politik noch so heftig zu, wie es sich einer, der jene Zeiten nicht miterlebt hat, heute kaum vorstellen kann. Nicht selten kam es in unseren Parlamenten, vorab in den städtischen, zu Tätlichkeiten, ja zu eigentlichen Schlägereien, schwere Beleidigungen waren fast auf der Tagesordnung. Aber die Revolution wurde nicht abgehalten.